



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jensen, Maina: In der Residenz zu Kleinhausen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



In der Residenz zu Kleinhausen

Von Maina Jensen

(Fortsetzung)



räulein Minette Häberlein, die Tochter eines frühern Beamten, wohnte in einem Stiebelhäuschen ziemlich am Ende der Stadt.

Sie war ein kleines, hageres Persönchen und schon fünfzig Jahre alt. Aus dem gelben, scharfgeschnittenen Gesicht mit gebogener Nase und dunkelschimmernden Augen blickten Klugheit und Leidenschaft. Schwarze Locken, wie aus Ebenholz gedrechselt, lagen um die hohe Stirn und waren hinten in ein altmodisches Netz zusammengefaßt. Man hatte das Gefühl, das ganze Persönchen ließe sich in einer Hand zerdrücken, und dann bliebe nur ein Häufchen gelben Staubes darin zurück.

Die ganze Stadt kannte Fräulein Minette. Sie war darin geboren und nie in den fünfzig Jahren über die nächste Bahnstation fortgekommen. Sie hatte die besten Backwerk- und Kräuterrezepte, die schönsten alten Stick-, Klöppel- und Häkelmuster. Das kleine Vermögen, das ihre Eltern ihr hinterlassen hatten, und eine Waisenrente, die ihr zukam, reichten knapp aus für sie, die alte Magd und ihren Dackelhund. Mehr brauchte sie nicht. Vor allem aber kannte das ganze Städtchen sie und bewarb sich um ihre Gunst, weil die Fürstin einen Narren an ihr gefressen hatte. Sie war die Einzige, die zu jeder Tageszeit Zutritt ins Schloß hatte; fast täglich sah man sie in der Abenddämmerung dort wie ein schwarzes Käzchen hineinhuschen.

Sie lag der Fürstin anbetend zu Füßen — ließ sich streicheln und treten — wies gerade kam. Keine Klatscherei, keine Neuigkeit passierte im Städtchen, die Minette nicht sofort gewußt hätte.

Wo sie nur immer schöpft! sagte ganz ratlos die Frau Amtsrichter.

Pikant gewürzt bot sie es dann der Fürstin dar. Dieser machte es einen Heiden Spaß, die Verwirrung dann womöglich noch zu vergrößern — selbst in die Fäden einzugreifen und schließlich das Ganze, wenn es Tableauform bekommen hatte, öffentlich zu behandeln. Sie befahl der Minett, ihr alles zu sagen; sie brauche sowas zur Unterhaltung, ersticke sonst aus Luftmangel.

Nun fiel die Sonne über die Nelken- und Rosmarintöpfe hinweg in ihr Eckstübchen, wo sie auf dem erhöhten Fenstertritt saß und an ihrem Stickerahmen arbeitete.

Gegenüber leuchtete der Pfarrgarten in hundert bunten Farben. Die alte Magd kniete dazwischen und jätete Unkraut. Von Zeit zu Zeit hob Fräulein Minett den Kopf, und ihre Augen schauten sinnend in das Blütengewirr hinein, wo jedes Pflänzlein, auch das Unkraut, nach Licht und Schönheit rang — dann sank der schwarze Kopf wieder auf die Arbeit herunter.

Im Zimmer war ein merkwürdiges Gemisch von Luxus und Einfachheit. Man sah, daß ein großer Teil der Sachen Geschenke aus dem Schlosse waren; nützliche und unnütze Dinge. Neben vergoldeten Körbchen und Etageren blickte das Gesicht der Fürstin verschiedentlich aus schweren Rahmen nieder. Daneben hingen farblose Aquarelle aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts. Und das grüne verschossene Sofa in der Ecke mit den hohen geschweiften Beinen erzählte eine alte Geschichte dazu.

Plötzlich sprang der Dackel in seinem Korb auf und bellte. Die Magd öffnete die Thür, und Lisbeths helle Gestalt trat ein.

Ah, grüß dich Gott, liebs Kind!

Fräulein Minette war aufgestanden und streckte dem Mädchen die Hand entgegen. Komm, setz dich dort aufs Fensterplätz! Und freundlich sah sie ihr mit den dunkeln Augen ins Gesicht.

Die Mutter läßt schön grüßen und um das besprochne Blattstichmuster bitten.

Gewiß, gerne! Aber was fehlt dir denn, Liset, du bist ja ganz blaß?

Sch — blaß? O nein — das kommt nur immer, wenn mir recht heiß ist — aber verräterisch zuckte es um das weiche Mäulchen, und hastig sprach sie weiter: O, Fräulein Minett, wie schön sind da draußen die Sonnenblumen! Gerade wie Gesichter — man möchte sie malen — dabei fällt mir ein: malt eigentlich die Fürstin noch viel?

Nein, die längere Zeit nicht. Aber nun hat sie wieder angefangen, seit der junge Herr Robert so viel bei ihr ist. Wißt ihr denn schon die große Neugierkeit, daß sie ihm den Auftrag gegeben hat, die Halle in der Villa Teresa auszumalen?

Klirrend fiel das Scherchen zu Boden, das Lisbeth zwischen die Finger genommen hatte.

Was malt er denn? fragte sie leise.

Ja, denk auch, eine Amazonenschlacht! Die Fürstin hat das wilde Motiv selbst gewählt — und er soll großartige Entwürfe gemacht haben. Hat er euch denn noch nichts davon erzählt?

Uns? O nein — er war noch gar nicht bei uns.

Noch nicht bei euch?

Nein — zehn Tage ist er hier und hat uns noch nicht besucht! Und plötzlich jammervoll aufschluchzend schlug Lisbeths Kopf auf das Nähtischchen nieder.

Die Sonne glitt langsam hinter den Pfarrgiebel — wie sie es seit fünfzig Jahren jeden Tag getan hatte. Einen Augenblick lag sie noch aufleuchtend auf dem goldbraunen Haar — dann fiel es wie Asche darüber.

In Fräulein Minettes Gesicht aber ging etwas merkwürdiges vor. Es war, als lauschte sie auf etwas in weiter, weiter Ferne.

Es blieb ganz still im Zimmer, nur die alte Empireuhr auf der Kommode tickte mit feinem Klang — auch genau so, wie sie es hier nun seit fünfzig Jahren jeden Tag getan hatte. Und langsam nahm Fräulein Minette die Hand von der Stirn, und ihre Augen glitten von dem braunen Köpfschen herunter auf die Hand, die weß und mager auf dem Tische lag. Und als das Mädchen nun das Gesicht hob, brach ihr aus Fräulein Minettes Augen ein solcher Strom schmerzlichen Mitgeföhls entgegen, daß Lisbeth erschüttert aufschluchzte: Ach, Sie sind gut, Fräulein Minett — ich weiß es. Und einem Menschen es sagen zu können, tut so wohl. Ich hab ihn ja immer so — so lieb gehabt — schon als Kind — Nur an ihn hab ich gedacht und die Tage gezählt, seit er fort war. Und nun ist er zurück — und jetzt — jetzt —

Da klingelte es draußen. Die Magd steckte kurz das Gesicht herein:

O' Frau Rentamtman! und gleich darauf trat die Genannte ins Zimmer. Auf ihrem Kopf wogte der ganze Sommer! Neben Ma Stiefmütterchen, gelben Primeln und Reseden schwankten an der Seite noch ein paar leuchtende Johannisbeerrothen auf das feuchtschwarze Stirnhaar herab. Ihr war vom Gehen sehr heiß geworden, sodaß es aussah, als ließe ihr der rote Fruchtsaft über das Gesicht.

Ach, ist daas eine Hitze! Und raten Sie, meine Damen, wen ich getroffen hab? . . . Ihre Durchlaucht! Und im Vollgefühl dieses wichtigen Ereignisses ließ sie sich in den grünen Armstuhl fallen. Aber in demselben Augenblick fuhr sie mit einem Schrei auch schon wieder in die Höhe.

Ja um aller Heiligen wille! Was ist denn daas?

In der Fransverzierung hinten auf ihrem Umhang baumelte der neue Kapotttrauerhut, den sie sich kürzlich angeschafft hatte. Es war eine günstige Gelegenheit gewesen — und man konnte nie wissen — die Mutter Seiner Durchlaucht war doch schon recht bejahrt — und nachher war alles ausgesucht — dieser Kapotthut nun mußte sich im Kleiderschrank dort hinten in die Fransen verfangen und eingehakt haben — traurig hatte der lange, schwarze Schleier als Schleppe hinter ihr drein geschleift — die ganze Straße entlang . . .

Töfjes! Ja um aller Barmherzigkeit wille! Drum hat die Fürstin so gelacht, wie sie vorhin an mir vorbeigefahre ist!

Und die Arme stand einen Augenblick wirklich wie zur Salzsäule erstarrt.

Sogar über Lisbeths Gesicht glitt ein blaßes Lächeln.

Ich muß nun gehn, Fräulein Minett, sagte sie, und vielen Dank! Ich komme vielleicht morgen wieder, wenn ich darf?

Ein herzlicher, stumm redender Blick antwortete ihr aus Fräulein Minetts dunkeln Augen, dann schloß sich die Thür hinter ihr, und langsam schritt sie die Straße hinunter.

In der Abenddämmerung zogen Heuwagen, hoch aufgetürmt, aus den Wiesen heim. Eine Woge Jasminduft kam aus dem Park herübergeweht, und an dem offenen Fenster der Nähterin sang der Kanarienvogel schmetternd sein Abendlied.

Lisbeth ging ein Stück mit geschlossenen Augen. Wie anders war sie hier noch vor kurzem gegangen, mit welch steter, stummer, seliger Erwartung im Herzen. Nun war alles aus, das Glück vorüber mit der Kinderzeit, heute hatte sie Abschied von beiden genommen. Und plötzlich war ihr, als sähe sie sich im grauen Schwesternkleid an einem Krankenbett sitzen. Die Vorhänge waren niedergelassen — alles still — nur vor der Thür flüsteren ein paar Stimmen — und die Kranke drehte sich stöhnend nach der Wand um.

Langsam glitt Lisbeth mit der Hand über ihre Stirn, als wolle sie dort etwas wegwischen. Dann richtete sie sich gerade auf und schritt den altvertrauten Kindheitsweg zur altväterlichen Säge hinunter.

* * *

Der Ponywagen der Fürstin flog über den Kiesweg und hielt vor der Villa Teresa. Die Halle, in der Robert Feller malte, wurde von dem großen Oberlichtflur gebildet; man trat durch die Haustür unmittelbar hinein.

Sie sind gut vorwärts gekommen! rief die Fürstin erfreut. Das ist originell, daß Sie den Vorgang auf eine üppige Wiese verlegen! Ich sah sonst bei diesem Sujet immer nur Felsenzerie, Meeresgestade, derlei.

Gerade an eine Ebene am Meer dacht ich zuerst auch, Durchlaucht. Aber ich kenne das Meer zu wenig, müßte mehr Studien davon haben. So machte ich mir wissenschaftlich klar, daß die Heimat der Amazonen von den Griechen in den Steppen Sykiens gedacht ist. Und da haben wir ja ähnliches auch hier zum Studieren.

Das weiß der Himmel! Sie machen aus der Not eine Tugend, Feller! Überhaupt, ich bewundere Sie schon jetzt, obwohl das Bild erst in der Aufzeichnung ist, daß Sie das aus dem Kopf fertig bringen!

Nun, einige Skizzen hab ich ja. Für die Gewandstudien gab mir der Kastellan die alte Gliederpuppe; der hochselige Fürst hat ja auch gemalt . . .

Wissen Sie, Ihr Bild ist eigentümlich! Der Einfall, den Kampf in das halbhohe Gras zu verlegen, urmodern. Aber Sie sind kein Moderner, haben zu viel Formgefühl!

Ich bin wohl keiner, Durchlaucht. Aber —

Haben Sie Angst, ich rechne Sie zu den Alten? Gott bewahre! Also „Schule“, Feller! Kleinhäuser Schule — brrr! Nein, „Schule Feller“ klingt besser. Fellersche Schule noch besser! Wissen Sie, ich mag Ihren jetzt Mode gewordenen Sprachstil in Deutschland nicht! Da drin ist auch kein Formgefühl. Ich lese viel. Was soll man sonst hier tun? Habe viel von Ihren Schriftstellern gelesen! Auch von den Jungen! Aber da vergißt man alles sofort wieder! Mit den Alten ist anders. Wie oft fällt einem da diese oder jene Strophe und Bemerkung wieder ein, und man behält sie. Zum Beispiel von Keller oder Geibel —

Er sah sie ganz starr an.

Durchlaucht haben Geibel gelesen?

Nicht wahr, das paßt nicht zu mir? Trotzdem liebe ich ihn, er interessiert mich, ist der am meisten Deutsche von allen.

Und plötzlich brach sie los:

Es paßt hier überhaupt nichts zu mir! Dieses Kleinhausen! Dieses Dünkelhausen! Die Menschen, die Häuser so klein, so klein, so verpugt mit elendem Mörtel! Glauben Sie, mir ist schon zumute gewesen, ich müßte mit jemand auf und davon, hinaus — und wärs mit Krollinger —

Dem Minister . . .!

Ja, starren Sie mich nur an! Ich weiß, Sie finden mich unvorsichtig! Bin ich! Ich weiß auch, was Sie sonst sagen wollen über Krollinger. Ist ja immer das gleiche! Man wird am Ende wohl Recht haben; aber der Fürst schwört nun einmal nicht höher als auf ihn. Und was gehts mich an? Er ist doch wenigstens ein Mensch, kein Flachkopf! Sie sind auch keiner. Drum sprech ich mit Ihnen von der Leber weg. Quand même — das ist doch wenigstens noch ein Fürstenrecht!

Robert stand tief verwirrt, und sie fuhr fort:

Doch das selbe verlange ich von Ihnen! Sie sollen mir alles sagen, alles, verstehen Sie?

Er wäre weniger bestürzt gewesen, hätte sie ihn nicht so brennend angesehen.

Darf man Fürsten alles sagen? stotterte er endlich, und gar Fürstinnen? setzte er plötzlich hinzu und erschrak selbst, denn er hatte im Grunde nur suchen wollen, seine feierliche Frage etwas scherzhaft abzutönen. Mit tiefer Röte übergossen stand er neben ihr.

Kommt ganz drauf an! Aber ich glaube in allen Fällen, was man einer Frau sagen kann, kann man auch einer Fürstin sagen. Nun addio für heute! Ich seh bald wieder nach Ihnen. Wenn Sie Requisiten für Ihr Bild brauchen, kommen Sie, sagen Sie es mir. Ich habe selber noch ein Panzerhemd, Ringel-

panzer, stammt noch von einer meiner Vormütter! Habs selbst mal bei einer Festlichkeit, so einem Maskenscherze angehabt — früher.

Das Metall könnt ich hier freilich vortrefflich brauchen, sagte er und wies auf eine der aufgezeichneten Figuren im Vordergrunde.

Na also! Kommen Sie morgen Nachmittag um fünf Uhr. So — hierbleiben. Arbeiten Sie ruhig weiter.

Weg war sie. Er fühlte ihren Handschuh noch vor seinen Lippen. Wahhaftig, seine Mutter wäre zufrieden gewesen mit seinen untertänigsten Handklüssen!

Arbeiten konnte er nicht mehr. Sobald das Rentschen des Wagens verklungen war, schloß er ab und stürzte hinaus.

Still lagen die grünen, weiten Rasenflächen in der Mittagssonne, die heiß herabbrannte. Nirgends regte sich etwas, nur die Luft flimmerte zitternd vor seinen Augen. Durch die schlanken Baumkronen warf die Sonne goldne Ringe auf den Kiesweg. Geheimnisvoll standen die grauen Stämme im Schatten, und ihm war, als könnte hinter jedem plötzlich eine schimmernde Amazone in funkelndem Panzerhemd hervortreten und ihn mit den brennenden Augen der Fürstin anschauen.

Er mußte die seinen schließen. So lief er weiter, dem Ausgang des Parkes zu. Fast hätte er an der Wegbiegung einen ihm entgegenkommenden Herrn umgerannt.

Gobbela!

Es war der Rentamtman, der ihn gutmütig lachend begrüßte.

Na, wissen Sies schon? Unser Superintendent ist pensioniert worden!

So plötzlich? fragte Robert gedankenlos, um doch etwas zu sagen.

Nun, so plötzlich nicht! Gemunkelt hat man ja schon immer davon. Der Minister hat schon lange einen strebsamen jüngern Herrn mit adlicher Damenprotektion — hä hä, Sie verstehen wohl — für die Superintendentur bereit gehabt. Seit Monaten schon quengelt er an dem alten Herrn herum, jetzt hat er's glücklich so weit gebracht. Nachdem er ihm noch den Vorsitz in irgendeiner Prüfungskommission abgenommen hat, weil er „schon etwas alt“ werde, hat der Superintendent es aufgegeben und seinen Abschied eingereicht.

Robert mußte unwillkürlich an seinen Vater denken.

Aber, fuhr der Rentamtman mit großem Eifer fort, es heißt in der ganzen Stadt, er will bei der Verabschiedung dem Fürsten alles sagen, endlich mal ganze Sach machen! Die Residenz ist in großer Aufregung! Viele meinen zwar, er soll's lieber lassen, 's gäb ne zu große Geschicht. Die Feiglinge! Aber wir andern bestehen doppelt drauf. Denn der Superintendent weiß viel, der hat Beweise, zu dem kommen die Leut. Auch aus dem Schloß weiß er manches. Na, aber die Hauptsach ist, wenn nur der Fürst mal von der Art der Verwaltung erfährt! Und dann von all dem Glend, daß keiner weiß, wie er dran ist, ob er nicht so oder so weggezwickelt wird, nur weil er 'n anständiger Kerl ist. Ja wirklich, da schlägt's schon zwölf! Ei jeu jeu! Jetzt heißt's aber Beine machen, sonst gibts 'n nasses Jahr daheim! Habe die Ehre — empfehle mich — Herr Zeller!

* * *

Der nächste Tag steckte ein graues Gesicht auf. Gegen Abend hatte sich ein schweres Gewitter über der Stadt entladen, Straßen und Wege waren durchweicht, in Flußbetten verwandelt. Aber Robert Zeller achtete ihrer nicht. Wie ein Wahnsinniger war er aus dem Schloß gestürzt gekommen und rannte im Gesellschaftszug durch die entlegensten Parkwege — stundenlang . . .

Dann saß er, nachdem er sich auf den Fußspitzen in sein Zimmer geschlichen hatte, um von seiner Mutter heute nichts mehr gefragt zu werden, dort noch lange bei der Lampe und schrieb auf das erste beste Blatt folgende Verse:

Und ob du gleich zuletzt als Herrin sprachst,
Du täuschest uns doch beide nicht: am Munde,
An seinem Zucken sah ich, du begräbst
Sie auch nicht wieder, diese Abendstunde.

Wir stöberten vor flackerndem Ramin
In Eurer Ahnen halbvergeffenen Schätzen,
In Ketten, Diademen, Goldbrokat
Und toter Herzoginnen Purpursegen.

Da kam hervor ein schimmernd Panzerhemd,
Und mich durchzuckt des Künstlers Traumverlangen —
Ich bog das Knie und bat — da gingst du fort
Und kamst zurück mit heißerglühten Wangen.

Und standest hoch im hellen Kerzenschein,
Stahlfunkelnd und mit weißen Marmorarmen,
Der Amazonen stolze Königin —
Und doch gelöst in zärtliches Erbarmen.

Ein wundersam Vergessen sprach dein Blick —
Aus seinem Dunkel fielen warme Tränen,
Du zogst mein Haupt an deine Brust, die wild
Im Silberpanzer stürmte voller Sehnen . . .

Dann war der Traum entflohn, du schrecktest auf,
Hobst dich hinweg mit zürnend targem Munde —
Und hast mich doch geliebt, und hast geweint
In jener weltvergeffenen Traumesstunde.

So blieb es unsers Schicksals Gleichnis: warm
Dein Herz und deine Brust, die menschlich holde,
Doch zwischen uns der kalte Stahl, gleichwie
Das Schwert einst trennte Tristan und Isolde.

Robert sah auf. In gleichmäßigen Pausen tropfte draußen der Regen vom Dach auf das Brett vor seinem Fenster. Er öffnete es und lehnte sich hinaus.

Wie anders heute als an jenem ersten Abend, da er in sein Elternhaus zurückgekehrt war! Ein ganzes Leben schien ihm dazwischen zu liegen —

Die „Tränen“ in seinem Gedicht hatte er „ergänzt“. Wäre es ihm in den Sinn gekommen, daß sich jenes Zucken, sobald die Tür hinter ihm zugefallen war, in eine schallende Lache gelöst hätte —! Unbezahlsbar! Das ist was für Krollinger! Na, der wird wieder ein Gesicht machen.

* * *

Fürst Franz war von einer Besuchsreise zurückgekehrt und hatte soeben die Vorträge seines Generalgewaltigen entgegengenommen.

Sind wir fertig, Krollinger?

Dank Euer Durchlaucht Ausbauer, ja, sobald Sie gnädigst noch einen Punkt genehmigen wollen. Der alte Superintendent Brinckmann hat sich noch zur Abschiedsaudienz gemeldet und ist auf heute halb zwölf Uhr bestellt. Er wird schon da sein.

Ah so, der war ja ruhebedürftig. Nicht wahr, ruhebedürftig? Na, sonst braver Mann, was? Rasoniert er auch?

Minder. Er ist doch ein gebildeter Mann und nicht ohne Einsicht, wie sehr in dieser Zeit, da aller Respekt zerflattert, Durchlaucht Recht haben, die alte Autorität von Pflicht und Moral als einen Rocher de bronze zu sichern.

Rocher de bronze — war Friedrich Wilhelm, nicht? Der Kurfürst?

Der erste König des Namens.

Ah so. Ihr Zitat ist etwas lange her, Krollinger — na, schadt aber nicht, ist gut. Was sagt denn die Fürstin, daß der Brinckmann geht?

Die Frau Fürstin scheinen ihn zu verschmerzen, obwohl er bei den humanitären Bestrebungen sehr angenehm war, alles besorgte. Er kannte alle Leute und Verhältnisse. Mit Seelsorge hatte er als evangelischer Geistlicher die Frau Fürstin ja nicht zu beschweren —

Die und Seelsorge! . . . Nun, dann müssen wir den alten Herrn wohl mal kommen lassen.

Durchlaucht werden noch orientiert sein: dem Herrn Superintendenten fehlten zwei Monate zur vollen Pensionsberechtigung, die ihm durch höchste Gnade trotzdem gewährt worden ist. Diese zwei Monate nun drücken den braven Mann, wie es scheint, sehr, und er will heute sein Gewissen darüber erleichtern. Da er aber sehr umständlich in der Rede ist, werden seine „Bedenken“ und Dankfagungen nicht rasch vom Stapel laufen — und Durchlaucht wollten doch später noch —

Danke, lieber Krollinger, danke. Ich werds ihm schon sparen. Das soll ihn nicht bedrücken. Wie heißt doch der Nachfolger?

Olbrunner.

Olbrunnen — ist gut! Au revoir, lieber Krollinger! Und er winkte dem sich leicht Verbeugenden freundschaftlichst mit der Hand.

Der greise Superintendent trat in die Thür, und Fürst Franz eilte ihm entgegen.

Er sprach in gnädigsten Ausdrücken von vortrefflichen langjährig treu geleisteten Diensten, dauernder Dankbarkeit, fragte nach der Frau Superintendent, nach dem künftigen Wohnort, nach dem Neffen, Leutnant Scherwinsky, der ihm einen so vortrefflichen Eindruck gemacht habe, echter Kavaller . . .

Der alte Herr gab kurze ernste Antworten und meinte, es sei zu hoffen, daß der junge Offizier seiner guten Mutter Freude machen werde. Dann hob er etwas feierlich an:

Gnädigster Fürst, ich bitte untertänigst um einige Minuten geneigten Gehörs.

Fürst Franz sah nach der Uhr und sagte leichtthin: Ach lassen Sie doch das, mein lieber Brinckmann, ich weiß ja schon — es hat mich lediglich gefreut.

Ich bitte ebenso gehorsam wie dringend, weil Euer Durchlaucht unmöglich wissen können, was ich zu sagen habe, setzte der alte Herr seine Bitte aufs neue mit höflicher Bestimmtheit fort.

Aber wirklich, Sie irren sich — pardon — lieber Superintendent —

Der Fürst machte eine Wendung, als wolle er zu seinem Schreibtisch zurückgehn.

Also bitte schön, nicht wahr, kein Wort mehr davon! Es freut mich herzlich, daß ich längst gewußt habe, wie Sie darüber denken, und ich habe trotzdem mit Absicht so gehandelt. Also keine Sorgen deswegen!

Durchlaucht können unmöglich —

Doch doch, mein Lieber. Diesen Augenblick noch habe ich mit Herrn von Krollinger über die Sache gesprochen. Also davon Schluß, nicht wahr? Leben Sie recht, recht herzlich wohl! Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letztenmal gesehen, auch wenn

Sie zu Ihren Kindern ziehen. Die Fürstin hat Sie vorhin schon empfangen? So, also. Nochmals alles Gute! Vergessen Sie uns nicht ganz!

Er hatte den alten Herrn bis in die Tür gedrängt und zog die Klingel. Der Diener im Vorzimmer sah entsetzt, wie der würdige alte Superintendent, sobald die Tür wieder geschlossen war, mit verförter Miene zwei zitternde Hände gegen die Zimmerdecke aufreckte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Braunschweiger Erbfolge. Englische Preßstimmen. Die internationale Lage. Ein Sozialdemokrat als Stadtrat.)

Für die Politiker sowohl als für die Geschichtschreiber sind gute Tage angebrochen. Die in der braunschweigischen Sache ergangnen Aktenstücke Preußens und des Reichs stecken zwar in einer sammetnen Scheide, sind aber haarfcharf geschliffen, an einzelnen Stellen meint man, die Schneide auch durch den Sammet durchzufühlen. Der Schwerpunkt liegt in dem Sage des preußischen Schreibens vom 3. Oktober: „Es kann Preußen nicht zugemutet werden, daß es in dem benachbarten Bundesstaat eine welfische Regierung dulde, durch die der preußische, unter dem Schutz der Reichsverfassung stehende Besitzstand gefährdet werden würde.“ Dieser Satz enthält auch die Grundlinien der an den Herzog von Cumberland erteilten Antworten des Kaisers und des Reichskanzlers, er bricht zugleich der Einwendung, die der Herzog in seinem Schreiben an das braunschweigische Staatsministerium vom 9. dieses Monats macht, die Spitze ab. Der Bundesratsbeschuß von 1885 richtet sich allerdings dem Wortlaut nach gegen die Person des Herzogs, weil damals nur diese in Frage stand. Dem Beschuß liegt aber der Antrag Preußens vom 21. Mai 1885 zugrunde, und der Inhalt dieses Antrags bleibt derselbe, auch wenn der Herzog von Cumberland einen seiner Söhne für die braunschweigische Erbfolge vorschlägt. Nicht gegen den Herzog, sondern gegen das Haus Cumberland richteten sich ihrem ganzen Inhalt nach der preußische Antrag sowohl als der Bundesratsbeschuß, es wird durch den Vorschlag des Herzogs an der Sach- und Rechtslage mithin nicht das geringste geändert. Der Herzog hat dem braunschweigischen Staatsministerium den Wunsch ausgesprochen, sein Schreiben vom 9. Oktober durch die amtlichen „Braunschweigischen Anzeigen“ zu veröffentlichen und der Landesversammlung vorzulegen. Dies wäre wahrscheinlich ohnehin geschahn, denn das Schreiben knüpft ja an die Resolution an, die die Landesversammlung dem Herzog hat übermitteln lassen. Aber eine andre Frage ist, ob der Herzog einen Anspruch auf Veröffentlichung seines Schreibens im amtlichen Blatt des Herzogtums hat, und ob es notwendig war, daß das Ministerium diesem seinem Wunsche willfahrte. Dem Verlangen nach Veröffentlichung im amtlichen Organ des Herzogtums liegt eine beabsichtigte Berechnung im Sinne der welfischen Agitation zugrunde. Es soll im Lande die Meinung erweckt werden, als ob der Herzog dort irgendwelche Publikationsbefugnis hätte. Wenn es in seinem Schreiben heißt: „Und ganz unerfindlich ist mir, inwiefern die Regierungsübernahme meines jüngsten Sohnes im Herzogtum Braunschweig die Interessen des mächtigen Deutschen Reiches sollte gefährden können“, so überfieht der Herzog, daß Richter über das,